

# Der Unsinn der Philosophie

## Spiel und „Methode“ in Wittgensteins *Philosophischen Untersuchungen*

Alexander AICHELE (Halle/S.)

Unmittelbar vor dem berühmten Schweigegebot am Schluß seines *Tractatus logico-philosophicus* zieht Ludwig Wittgenstein die Summe dieses seines Werkes: „Meine Sätze erläutern dadurch, daß sie der, welcher mich versteht, am Ende als unsinnig erkennt, wenn er durch sie – auf ihnen – über sie hinausgestiegen ist“ (Tlp 6.54, S. 85).<sup>1</sup>

Im folgenden soll nun gezeigt werden, daß diese Summe im Kern auch noch für Wittgensteins Spätwerk, d. h. insbesondere für die *Philosophischen Untersuchungen*, Gültigkeit besitzt, ja sogar noch radikalisiert wird. Dabei werde ich in drei Schritten vorgehen: Zunächst soll anhand seiner Verwendung der Rede von „Spiel“ Wittgensteins grundsätzliche Kritik an der Aufstellung philosophischer Theorien und deren unausweichlicher Unzulänglichkeit samt einiger Implikationen dieser Kritik verdeutlicht werden. Vor diesem Hintergrund ist sodann dasjenige Verfahren formal zu beschreiben, das Wittgenstein in den *Philosophischen Untersuchungen* praktiziert, ohne daß dies jedoch auf den Begriff einer Methode gebracht werden könnte. Schließlich soll von einer Darstellung von Inhalt und Ergebnis ebendieser „Methode“ aus der nach dem späten Wittgenstein noch mögliche Anspruch von Philosophie erörtert werden. Hierbei ist sowohl auf die besondere Form der wittgensteinschen Spätphilosophie, sofern sie einigermaßen manifest vorliegt, als auch auf eine typische, mit dieser Form verbundene Aporie hinzuweisen, die allerdings schon mit dem schriftlichen Vorliegen ebendieses Spätwerks besteht.

### I

Zweifellos lag es dem Philosophen Wittgenstein zu jeder Zeit seiner Entwicklung fern,<sup>2</sup> so etwas wie eine Theorie, also einen prinzipiengeleiteten, systematischen, d. h. widerspruchsfreien und abgeschlossenen, Begründungszusammenhang, für

---

<sup>1</sup> Stellenangaben in Klammern bezeichnen stets den *Tractatus logico-philosophicus* [= Tlp] oder die *Philosophischen Untersuchungen* [= PU], die wie alle anderen Werke Wittgensteins zitiert werden nach: Ludwig Wittgenstein, Werkausgabe [= WA] (versch. Hrsg.) (Frankfurt/M., 1984 u. ö.), auf die sich alle nachgestellten Seitenangaben beziehen [Tlp u. PU in: WA I].

<sup>2</sup> Vgl. Wilhelm Vossenkuhl, Wittgenstein (München 1995) 49.

irgendeinen Bereich, insbesondere den der Sprache,<sup>3</sup> auszubilden: Solches wäre Sache der Wissenschaft, der die Philosophie nach Wittgenstein nicht zugehört. Sie sammelt keine wahren Aussagen, um über die Konstruktion von Hypothesen zu einer Erklärung beobachteter Phänomene und ihres Zusammenhangs mittels einer Theorie zu gelangen, wie die Naturwissenschaften, sondern kann allenfalls zur Klärung von deren theoretischen Entwürfen beitragen. Insofern bleibt ein weiterer Grundzug der Bestimmung der Philosophie aus dem *Tractatus* in den *Untersuchungen* erhalten, jedoch ohne daß in letzteren Anspruch auf vollständige Beschreibung bzw. Beschreibbarkeit der Funktionen der Sprache, auf denen alle Theorie beruht, erhoben würde,<sup>4</sup> mithin auf Kritik an ihrem inexakten Gebrauch von einer Position des Wissens um die genaue Wortbedeutung bzw. den perfekten Satzsinne aus Verzicht geleistet werden muß<sup>5</sup> (vgl. PU 124, S. 302), da hier kein allgemein verbindlicher Maßstab für Exaktheit angegeben werden kann: „Ein Ideal der Genauigkeit ist nicht vorgesehen“ (PU 88, S. 291); vielmehr kommt es bei der Rede von „Genauigkeit“ bzw. bei der Bemühung um sie „auf das an, was wir ‘das Ziel’ nennen“ (ebd.). Sie ist also abhängig von ihrer Funktion für die optimale Erreichung eines vorausgesetzten Zwecks. Dementsprechend besitzt die Rede von Genauigkeit nur Geltung in einem besonderen Bereich, der seinerseits wiederum durch seine Hinordnung auf das jeweils zu erreichende Ziel bestimmt wird.

Dieser Zusammenhang und auch die Frage, worauf sich „Genauigkeit“ denn bezieht, läßt sich anhand von Wittgensteins Begriff des Sprachspiels<sup>6</sup> verdeutlichen. Hierzu ist zunächst jener Aspekt dieses in seinem Umfang „nicht durch eine Grenze abgeschlossen(en)“ (PU 68, S. 279) Begriffes ins Auge zu fassen, der sich auf die sogenannten „primitiven Sprachen“ bezieht, die Wittgensteins berühmtes Beispiel der Bauenden im zweiten Paragraphen der *Philosophischen Untersuchungen* beschreibt.<sup>7</sup> Sie sind „vollständig“ (PU 2, S. 238) und können deswegen auch „System der Verständigung“ genannt werden – „nur ist nicht alles, was wir Sprache nennen, dieses System“ (PU 3, S. 239).<sup>8</sup> Indes ist diese Darstellung des Funktionierens von Sprache durchaus „brauchbar; aber nur für dieses eng umschriebene Ge-

<sup>3</sup> Vgl. Andreas Kemmerling, Bedeutung und Zweck der Sprache, in: Wilhelm Vossenkuhl (Hg.), Von Wittgenstein lernen (Berlin 1992) 99–120.

<sup>4</sup> Vgl. George Pitcher, Die Philosophie Wittgensteins. Eine kritische Einführung in den *Tractatus* und die Spätphilosophie (aus dem Engl. v. Eike v. Savigny) (Freiburg/München 1967) 168ff mit 382f.

<sup>5</sup> Dies betont bereits Wolfgang Stegmüller, Hauptströmungen der Gegenwartsphilosophie (Stuttgart 1965) 566ff.

<sup>6</sup> Einen knappen Überblick über die verschiedenen Gebrauchsweisen des Ausdrucks bietet: John Churchill, The Coherence of the Concept „Language-Game“, in: *Philosophical Investigations* 6 (1983) 239–258, insb.: 242 u. 255ff.

<sup>7</sup> Vgl. dazu: Marie McGinn, Wittgenstein and the „Philosophical Investigations“ (London/New York 1998) 41–52, insb. 44.

<sup>8</sup> Vgl. zum Systembegriff bei Wittgenstein: Roy Harris, Language, Saussure and Wittgenstein. How to Play Games with Words (London/New York 1988) 41ff. Daß die Auffassung von Sprache als System dem späteren Wittgenstein als Paradigma des Primitiven gilt und mit dem Kalkülmodell korrespondiert, zeigt die Bemerkung 19 der *Philosophischen Grammatik*: „Mein früherer Begriff der Bedeutung stammt aus einer primitiven Philosophie der Sprache her. – Augustinus über das Lernen der Sprache. Er beschreibt einen Kalkül unserer Sprache, nur ist nicht alles, was wir Sprache nennen, dieser Kalkül“ (WA IV, S. 8).

biet, nicht für das Ganze, das du (sc. der Vertreter der augustinischen Bedeutungstheorie) darzustellen vorgabst“ (ebd.). Solche „primitive() Arten“ der Verwendung von Sprache, „in denen man den Zweck und das Funktionieren der Wörter klar übersehen kann“ (PU 5, S. 239), lassen sich also zutreffend in der Form von systematischen Sprachspielen beschreiben. Dies jedoch nur im Sinne eines „Vergleichsobjekt(es) (...) und nicht als Vorurteil, dem die Wirklichkeit entsprechen *müsse*“ (PU 131, S. 304). Als einschlägiges Vergleichsobjekt gebraucht Wittgenstein das Schachspiel, das ihm zum Behufe der Klärung der Funktionsweise primitiver, vollständiger Sprachspiele das trefflichste Analogon zu bieten scheint.<sup>9</sup> Er weist auf diese Vorgehensweise im Paragraphen 108 eigens hin: „Wir reden von dem räumlichen und zeitlichen Phänomen der Sprache; nicht von einem unräumlichen und unzeitlichen Unding. (...) Aber wir reden von ihr so, wie von den Figuren des Schachspiels, indem wir Spielregeln für sie angeben, nicht ihre physikalischen Eigenschaften beschreiben“ (S. 298).

An dieser Passage zeigt sich eine grundlegende Schwierigkeit, mit der Wittgenstein sich bei seinem Unternehmen konfrontiert sieht – und ihrer Entfaltung ist vorliegende Studie letztlich ja auch gewidmet: Obschon nämlich Wittgenstein in aller Klarheit die Unzulänglichkeit, ja Falschheit des Kalkül- bzw. Systemmodells vor Augen steht, scheint es ihm unumgänglich zu sein, so von Sprache zu sprechen, als funktioniere sie in der Art solcher Modelle.

Worum es Wittgenstein in den *Philosophischen Untersuchungen* geht, ist das, was er die „normale Sprache“ nennt, d. h. die Sprache als historisches und mithin veränderliches Phänomen, für dessen Funktionsweise sich gerade keine, vom jeweiligen Gebrauch der Sprache bzw. von dessen Historizität unabhängige Regeln aufdecken und ein für allemal angeben lassen, wie er noch im *Tractatus* glaubte: Die dort beschriebene Sprache, genauer: ihr Regelwerk, ist vielmehr ein „Unding“. Der entscheidende Wandel zwischen dem *Tractatus* und den *Untersuchungen* liegt demnach in Wittgensteins Aufgabe seiner Auffassung von Sprache als Kalkül zugunsten ihrer Auffassung als Spiel.

Versteht man ersteres mit dem *Tractatus* als abgeschlossenes System ausdrücklich formulierter und fixierter Regeln, das unabhängig vom konkreten Anwendungskontext bei korrekter Anwendung stets gleichbleibenden Erfolg garantiert,<sup>10</sup> ist diese gewichtige Differenz leicht zu sehen: Im Falle des Kalkülmodells gibt es bei jeder Gelegenheit seiner Anwendung im Bereich seiner Gültigkeit – also für alles, was „sich überhaupt sagen läßt“ (Tlp, S. 9) – allgemein verbindliche Kriterien zur Überprüfung ebendieser bestimmten Anwendung auf ihre Korrektheit oder Unkorrektheit, so daß die Kenntnis jenes Kalküls seinen Anwender nicht nur das Machen eindeutiger, auf ihre Wahrheit oder Falschheit überprüfbarer Aussagen ermöglicht, sondern ihn auch darauf verpflichtet. Das klassische Problem der Sprachphiloso-

<sup>9</sup> Man kann also nicht allgemein von Wittgensteins Spätphilosophie als seiner „*Schachtheorie der Sprache*“ sprechen (vgl. Stegmüller, a. a. O., 591); dementsprechend geht auch eine Kritik an der allzu großen Enge der Schachanalogie ins Leere (vgl. Harris, a. a. O., 91).

<sup>10</sup> Zu Wittgensteins Kalkülbegriff vgl. z. B.: Merrill B. Hintikka/Jaako Hintikka, *Untersuchungen zu Wittgenstein* (aus dem Engl. v. Joachim Schulte) (Frankfurt/M. 1996) insb. 31 ff.

phie, nämlich die mögliche Mehrdeutigkeit eines jeden sprachlichen Ausdrucks, wäre damit aufgehoben. Jede Sprachäußerung verfolgte dann das Ziel sinnvoller Verständigung über die Wirklichkeit, d.h. das Bestehen und Nichtbestehen von Sachverhalten, die gemäß der allgemeinen Regel des logischen Baus von Sprache und Welt geschieht (vgl. Tlp 4 ff.). Unter diesen Bedingungen funktionierte Sprache im Blick auf ihre Regularität und Exaktheit in der Tat wie das Schachspiel, bei dem jeder mögliche Zug in jeder denkbaren Situation eindeutig durch die Schachregeln bestimmt ist; ihre Durchbrechung höbe das ganze Spiel auf, d.h. machte jede Verständigung unmöglich.

Damit ist freilich die Wittgenstein bewegende Analogie des Funktionierens von Sprache mit dem des Schachspiels – oder eines anderen Spieles mit ähnlich in sich geschlossen definiertem Regelwerk – bei weitem nicht zureichend beschrieben, die den ausdrücklichen Wechsel vom Kalkül- zum Spielmodell erzwingt. Denn der späte Wittgenstein betont nun die stets sich wandelnde „Mannigfaltigkeit der Werkzeuge der Sprache und ihrer Verwendungsweisen“ und distanziert sich damit vom „Verfasser der *Logisch-Philosophischen Abhandlung*“ (PU 23, S. 250). Er stellt nämlich nunmehr kein allgemein verbindliches Kalkül zur Verfügung, von dem er annimmt, daß unter es jeder sinnvolle Gebrauch von Sprache fällt. Dieser ist vielmehr durch das jeweilige Ziel bestimmt, das durch ihn erreicht werden soll: „Das Spiel, möchte man sagen, hat nicht nur Regeln, sondern auch einen *Witz*“ (PU 564, S. 450). Dieser Witz selbst, der als Spielziel die Besonderheit des jeweiligen Sprachspieles ausmacht und auf dessen Erreichung die Regeln hingeordnet sind (vgl. PU 567, S. 451), ist selbst keiner Begründung zugänglich.<sup>11</sup> Es wäre ein „Fehler (), dort nach einer Erklärung zu suchen, wo wir die Tatsachen als ‘Urphänomene’ sehen sollten. D.h., wo wir sagen sollten: *dieses Sprachspiel wird gespielt*“ (PU 654, S. 476). Und zwar nach einem bestimmten Regelsatz, der dem jeweiligen Witz des Spieles entspricht und ohne dessen Verständnis auch die gesamte Handlung des Spieles unverständlich bleibt (vgl. PU 316, S. 380).

Implantierte man nun den Kalkülbegriff des frühen Wittgenstein in das späte Spielmodell, müßten die „*unzählige(n)*“ (PU 23, S. 250) verschiedenen Sprachspiele untereinander inkompatibel sein, da jedes von ihnen strikt durch Spielziel und entsprechende Regeln definiert, für sich genommen hermetisch und so von allen anderen vollständig disjunkt wäre. Dies träfe jedoch nur dann zu, verstünde man mit dem Anspruch des *Tractatus* Wittgensteins Ausdruck „Sprachspiel“ im klassischen Sinne als Begriff, der „das Wesentliche (...), was allem, was wir Sprache nennen, gemeinsam ist“ (PU 65, S. 276 f.), angäbe bzw. im Falle des Mißlingens dieses Unternehmens die verschiedenen Spiele voneinander isolierte. Nun ist aber die Rede von Sprachspielen von „gewollte(r), ja essentielle(r) Inexaktheit“,<sup>12</sup> d.h. sie wird nicht durch eine begriffliche Gemeinsamkeit verbunden, sondern

<sup>11</sup> Dies betont mit Nachdruck Vossenkuhl, a. a. O., 271 ff. Vgl. dazu auch: Josef Simon, *Sprachphilosophie* (Freiburg/München 1981) 106. Der einschlägige locus classicus bei Wittgenstein ist wohl: *Über Gewißheit*, § 559, WA VIII, 232, wo es über das Sprachspiel heißt: „Es ist nicht begründet. Nicht vernünftig (oder unvernünftig). / Es steht da – wie unser Leben.“

<sup>12</sup> Walter Schweidler, *Wittgensteins Philosophiebegriff* (Freiburg/München 1983) 119.

durch „ein kompliziertes Netz von Ähnlichkeiten, die einander übergreifen und kreuzen“ (PU 66, S. 278) – also durch dasjenige Phänomen, das Wittgenstein „Familienähnlichkeit“ (PU 67, S. 278) nennt. So ließe sich zwar jedes einzelne Spiel für sich genommen mit einem Kalkülmodell erfassen, jedoch nur vergleichsweise (vgl. PU 81, S. 286). Erhöbe eine solche Beschreibung aber Anspruch auf objektive Geltung, wäre durch die eindeutige Festgelegtheit des Kalküls der Übergang zu anderen möglichen Sprachspielen verstellt. Innerhalb eines nach bestimmten Regeln gespielten Sprachspieles ist der Gebrauch der Wörter eindeutig festlegbar,<sup>13</sup> wenngleich er auch hier sich durchaus einmal ändern kann. Eine bloß interne Perspektive liefert jedoch ein verzerrtes Bild, das ebensowohl eindeutig wie einseitig ist.

Solchermaßen wäre die Aufgabe der philosophischen Darstellung unmöglich gemacht, die eben nicht in der allmählichen Annäherung an eine ideale Sprache durch sukzessive Aufdeckung der allgemeinverbindlichen Regeln *der* Sprache und der Forderung nach ihrer strikten Applikation besteht (vgl. ebd.), sondern allein in der Schaffung von Übersichtlichkeit in der Grammatik, d. h. des Gebrauches von Wörtern, durch Beschreibung der mannigfaltigen Sprachspiele (vgl. PU 122, S. 302). Um dies zu erreichen, ist es nötig, die Isolation der internen Perspektive zu verlassen. Dies kann jedoch nicht gewaltsam im Sprung von einer zur anderen geschehen, da miteinander gänzlich unverbundene Punkte und deren jeweils für sich genommene Beschreibung niemals „dem Betrachter ein Bild der Landschaft geben“ (PU, S. 231 f.) könnten. Betont Wittgenstein doch gerade die organische Verbundenheit der unterschiedlichen Sprachspiele durch Familienähnlichkeiten, die nur in ihrer Fülle eine einigermaßen übersichtliche Skizze derjenigen Landschaft zu bieten vermögen, der Wittgensteins Bemühungen gelten: der normalen Sprache nämlich, deren Gebiet durch diese Beschreibung übersichtlich gemacht werden soll, ohne je Anspruch auf Vollständigkeit zu erheben.

Um sich dabei vor Täuschungen und Mißverständnissen abzusichern, geht Wittgenstein von den einfachsten Sprachspielen aus, „in denen man den Zweck und das Funktionieren der Wörter klar übersehen kann“ (PU 5, S. 239). Ist dies mittels interner, auf das Kalkül- oder Schachmodell zurückgreifender, also eindeutigen Wortgebrauch fixierender Untersuchungen geschehen, kommt es darauf an, „daß wir die ‚Zusammenhänge sehen‘“, worin das uns mögliche Verständnis der Verwendung von Sprache besteht (PU 122, S. 302). Die Übergänge oder „*Zwischenglieder()*“ zwischen den verschiedenen primitiven Sprachspielen, in denen der Gebrauch der Wörter eindeutig definiert werden kann, sind Gegenstand „des Findens und Erfindens“ (ebd.). Gefunden oder erfunden werden überindividuelle „Ähnlichkeiten“, „Verwandtschaften“, „Entsprechungen“ oder „Charakterzüge“ (PU 66, S. 277), die manchen, aber nicht allen Arten, Sprache zu gebrauchen, gemeinsam sind, so daß über die Beschreibung einer Vielzahl komplexerer Sprachspiele der Übergang zwischen den einfachsten und scheinbar disjunkten Formen möglich wird.<sup>14</sup> Die

<sup>13</sup> Vgl. Heribert Boeder, *Das Vernunft-Gefüge der Moderne* (Freiburg/München 1988) 223.

<sup>14</sup> Dies führt paradigmatisch vor: Jean-Claude Dumoncel, *Le jeu de Wittgenstein. Essai sur la „mathesis*

beschriebenen oder konstruierten Formen müssen deswegen komplexer sein, weil sie für die einfachsten Sprachspiele konstitutive eindeutige Wortverwendung wenigstens zum Teil aufheben, indem die mögliche Mehrdeutigkeit nicht strikt singularer Termini genutzt wird, die sich in den möglichen unterschiedlichen Regelungen ihres Gebrauchs ausdrückt:<sup>15</sup> freilich sind diese 'Präzisionen' gleichsam „logically parasitic“.<sup>16</sup> Generell wird damit die Bedeutung solcher Wörter durch den jeweiligen Kontext ihres Gebrauchs bestimmt, d. h. durch das Regelwerk des jeweils gespielten Sprachspieles. Das Bild der normalen Sprache, das sich dem Überblick bietet, ist demnach von einer radikalen Offenheit: Ihr Regelwerk ist stets ergänzungsbedürftig und -fähig, da der möglichen Sprachspiele unzählige sind.<sup>17</sup> Der grammatische Überblick, den zu schaffen nach Wittgenstein Aufgabe der Philosophie ist, kann also immer nur ein „Album“ aus „Landschaftsskizzen“ bieten (PU, S. 231 f.).

Die darin enthaltenen Bilder entspringen allein der Regelbeschreibung, aus der aber nicht der Witz des Spieles bzw. seiner Regeln erschlossen werden kann. Dessen Kenntnis oder Verständnis, das freilich nicht begrifflich fixiert sein muß, ist beim Spielenden, der die Regeln ganz unreflektiert gebraucht, immer schon vorzusetzen (vgl. z. B. PU 31, S. 254 f.). Die Beschreibung der Spielregeln fordert also nicht zu einer Optimierung ihrer Anwendung auf, sondern erweist nur die Mannigfaltigkeit der gespielten Sprachspiele und ihre möglichen Überschneidungs- und Übergangspunkte, in denen zugleich die Möglichkeit liegt, ein Spielziel mit diesem inadäquaten Regeln zu verfolgen, d. h. ein anderes als das vermeinte Spiel zu spielen, da dasjenige Spiel, das tatsächlich gespielt wird, allein durch die ausgeführten Handlungen des Spielenden, die offenbar vorliegen und an welchen sich allein das Befolgen von Regeln zeigen kann,<sup>18</sup> und nicht durch seine Intention bestimmbar ist. Eine solche Beschreibung ermöglicht dem Spielenden selbst also eine Art „Probe auf die Dienlichkeit“<sup>19</sup> der angewendeten Regeln zur Erreichung des vorgenommenen Spielzieles. Dazu ist wenigstens eine gewisse Regelmäßigkeit im beobachteten Verhalten nötig, das sich dann unter Verwendung des Ausdrucks „einer Regel folgen“ beschreiben läßt, oder zumindest der Hinweis auf eine solche, wo die zu große Komplexität der Regeln ein absurdes Verhalten vermuten läßt (vgl. PU 83, S. 287). Unverständlich und der Beschreibung als Spiel unzugänglich bleibt

---

universalis“ (Paris 1991) insb. 107–139. Vgl. ebenfalls: Henry Staten, Wittgenstein and Derrida (Oxford 1985) 96.

<sup>15</sup> Vgl. dazu Rudolf Teuwsen, Familienähnlichkeit und Analogie. Zur Semantik genereller Termini bei Wittgenstein und Thomas von Aquin (Freiburg/München 1988) 60ff.

<sup>16</sup> Jerry H. Gill, Wittgenstein and Metaphor, in: Philosophy and Phenomenological Research 40 (1979/80) 272–284, hier: 278.

<sup>17</sup> Dies bemerkt zurecht auch David B. Allison, wenn er feststellt, „That there is *no* discrete end to such a series of context-dependent rules nor any precise beginning, and *arché* of linguistic propriety that would fully explain the various sets of rules themselves and the contexts into which these rules would fit.“ Derrida and Wittgenstein: Playing the Game, in: Research in Phenomenology 8 (1978) 93–109, hier: 103.

<sup>18</sup> Vgl. Teuwsen, a. a. O., 98.

<sup>19</sup> Boeder, a. a. O., 226.

jedoch ein Tun ohne solche Regelmäßigkeit, d. h. ohne die Ausführung annähernd gleicher oder ähnlicher Handlungen in bestimmten, annähernd gleichen oder ähnlichen Situationen. Wittgenstein stellt zwar fest, daß es „auch den Fall (gibt), wo wir spielen und – ‘make up the rules as we go along’“ (ebd.). Dann aber ist ein solches Spiel nicht kommunikabel, ja nicht einmal als Spiel erkennbar: Wir spielten dann ganz für uns, ohne jedoch zeigen zu können, daß wir spielen und v. a. was wir spielen.<sup>20</sup>

Indem Wittgenstein hier zwischen mitteilbaren und nichtmitteilbaren Spielen bzw. Spielregeln unterscheidet, vollzieht er der Sache nach eine Differenzierung des Spielbegriffes nach, die bereits Heraklit als Reflexionsinstrument in der philosophischen Auseinandersetzung über Sprache gebraucht.<sup>21</sup> Heraklit unterscheidet nämlich in seinem Fragment B 52<sup>22</sup> Spielen als παίζω von Spielen als πεσσεύω. Dabei meint παίζω die Hervorbringung einer von sich aus zweck- und ziellosen Bewegung, deren Regel sich weder sehen noch begrifflich fassen läßt, während im πεσσεύω eine durch Regeln vollständig geordnete Bewegung auf ein bestimmtes Ziel hin hervorgebracht wird. Dabei liegt erstere zweiterer zugrunde: Die dem endlichen Verstand unbegreifliche anfangs- und endlose Bewegtheit des παίζω wird diesem nur als πεσσεύω zugänglich. Ordnung und Sinn sind also nur innerhalb der gesetzten und aussagbaren Ordnung des πεσσεύω erkennbar, das als rational zwar allererst kommunikabel ist, aber freilich die ursprüngliche Bewegung nicht ädäquat aussagt. Gerade diese Gebundenheit an Ordnung, welche letztere jedoch nichts über etwas außerhalb ihrer aussagen muß, ist es, die Wittgenstein mit der Rede von Sprachspiel zu begreifen sucht: Es wird zwar stets gespielt, wo es auf Verständigung abgesehen ist, jedoch nicht als ein absolut gültiges Regelwerk, das beansprucht, die Sprache zu sein. Das Sprachspiel nennt vielmehr nur eine Ordnungsstruktur, die jeweils allein im Gespieltwerden der unzähligen möglichen geordneten Sprachspiele, mithin im nach Verständigung strebenden Sprechen vorliegt und von diesem separiert dem Verstand so unzugänglich ist wie das ursprüngliche παίζω Heraklits.

Spielen, so daß es als spielen durchsichtig wird, heißt für Wittgenstein aufgrund seiner konstitutiven Gebundenheit an Regeln demnach immer Etwas-Bestimmtes-Spielen. Und die Beschreibung der Spielregeln, die Aufgabe der Philosophie ist, ermöglicht, die befolgten Regeln zu dem, was da gespielt werden soll und tatsächlich gespielt wird, in ein Verhältnis zu bringen, derart daß beurteilt werden kann, ob die Ordnung des gespielten Sprachspieles zur Erreichung des gesetzten Zweckes sinnvoll oder unsinnig ist. Sie erlaubt damit wiederum den Spielenden, sofern sie die Dienste der Philosophie in Anspruch nehmen möchten, Aufklärung über mögli-

<sup>20</sup> Es ist evident, daß man es in einem solchen Fall mit demjenigen Phänomen zu tun hat, das „Privatsprache“ genannt wird. Es ist jedoch in diesem Rahmen nicht nötig, Wittgensteins sog. „Privatsprachenargument“ näher zu diskutieren.

<sup>21</sup> Vgl. dazu und zum folgenden die ausführliche Erörterung des Spielbegriffes des Verf., Philosophie als Spiel: Platon – Kant – Nietzsche (Berlin 2000).

<sup>22</sup> Das Fragment lautet: Αἰὼν παῖς ἐστὶ παίζων, πεσσεύων· παιδὸς ἢ βασιληῆς, nach: Hermann Diels/Wilhelm Kranz, Die Fragmente der Vorsokratiker (Zürich 61951).

cherweise vorliegende Selbstmißverständnisse zu gewinnen.<sup>23</sup> Philosophie ist damit von genuin kritischer Tendenz, die sich gerade durch die Unschärfe des wittgensteinschen Spielbegriffes entfalten kann.<sup>24</sup>

## II

Die Offenheit des Sprachmodells, das der späte Wittgenstein unter dem Titel des Spieles faßt, ermöglicht nämlich der grammatischen Betrachtung, d.h. der Beschreibung des Gebrauches eines Wortes, die die Philosophie ausmacht, ein von Dogmatismus bzw. von Vorurteilen freies Vorgehen (vgl. PU 131, S. 304). Der Gang der Untersuchung ist dann nicht auf die Auflösung eines, genauer: *des* Problems der Philosophie, respektive der Sprache überhaupt, fixiert. Die Art des Herangehens bestimmt also weder das zu lösende Problem, noch sucht sie dies eine Problem, das zu lösen sie erfunden wurde, an jedem ihr begegnenden Phänomen auf oder sucht dieses auf jenes zu reduzieren: „Es werden Probleme gelöst (Schwierigkeiten beseitigt), nicht *ein* Problem“ (PU 133, S. 305). Philosophie kann sich so vielmehr von vorgängigen methodischen oder inhaltlichen Grundsatzentscheidungen unbeschränkt auf die jeweils auftretenden verschiedenen Schwierigkeiten des Sprachgebrauches einlassen und diese 'zum Verschwinden bringen'. Diese Freiheit ist auch nötig: Wenn nämlich ein „philosophisches Problem die Form (hat): 'Ich kenne mich nicht aus'“ (PU 123, S. 302) und jedermann kraft seines historisch gewachsenen Sprechens selbst „in philosophischen Irrtümern gefangen ist“,<sup>25</sup> dann gibt es unzählige mögliche philosophische Probleme, da es auch eine unzählige Mannigfaltigkeit möglicher Sprachspiele gibt. Ebenso sind die philosophischen Probleme als alleiniger Gegenstand der Philosophie nur durch Familienähnlichkeiten verbunden, lassen sich also nicht auf den Begriff bringen.<sup>26</sup> Dementsprechend muß Wittgenstein sagen: „Es gibt nicht *eine* Methode der Philosophie, wohl aber gibt es Methoden, gleichsam verschiedene Therapien“ (PU 133, S. 305). Dennoch kann er im selben Paragraphen auch schreiben: „(E)s wird nun an Beispielen eine Methode gezeigt, und die Reihe dieser Beispiele kann man abbrechen“ (ebd.). Wie ist dies zu verstehen?

Zunächst ist jedenfalls festzuhalten, daß Wittgenstein ausdrücklich vom Zeigen einer Methode spricht. Es geht also nicht um ihre theoretische oder begriffliche Er-

<sup>23</sup> Vgl. dazu: Matthias Kroß, Klarheit als Selbstzweck. Wittgenstein über Philosophie, Religion, Ethik und Gewißheit (Berlin 1993) 96f.

<sup>24</sup> Dies ist keineswegs neuartig. Vielmehr ist es nachgerade typisch für den philosophischen Gebrauch des Spielbegriffes, Wissens- und Erkenntnisansprüche – insbesondere solche der Philosophie selbst – zu reflektieren und zu kritisieren. Vgl. dazu v. Verf., a.a.O. Auf die Nähe dieser Überlegungen Wittgensteins zu Nietzsche, der zu diesem Zweck ausdrücklich auf die genannte Differenzierung Heraklits zurückgreift, verweist bereits Erich Heller, Wittgenstein: Unphilosophical Notes, in: K. T. Fann (ed.), Ludwig Wittgenstein: The man and his Philosophy (New Jersey/Sussex 1978) 89–106.

<sup>25</sup> Anthony Kenny, Wittgenstein über Philosophie (übs. v. Joachim Schulte), in: Ludwig Wittgenstein, Schriften. Beiheft 3 (Frankfurt/M. 1979) 9–34, hier: 21.

<sup>26</sup> Vgl. ebd., 17f.

fassung. Die *Philosophischen Untersuchungen* enthalten keine Methodologie. Dies kann auch gar nicht der Fall sein, da solches – wie noch zu sehen sein wird – Wittgensteins grundlegenden Intuitionen widersprechen würde, und dementsprechend scheint auch der Versuch inadäquat zu sein, eine, oder besser: *Die Methode* zu rekonstruieren,<sup>27</sup> die in den *Philosophischen Untersuchungen* einheitlich Anwendung finden möchte. Denn: „Das Exemplifizieren ist hier nicht ein *indirektes* Mittel der Erklärung, – in Ermanglung eines Bessern“ (PU 71, S. 280). Zweck der Exemplifikation ist daher nicht die leichter verständliche Darstellung eines abstrakten Allgemeinen mittels eines konkreten Einzelnen wie etwa beim alltäglichen Verfahren der Erklärung einer allgemeinen Regel, eines Naturgesetzes etwa, am Einzelfall, so dem herabfallenden Apfel, an dem sich das Gesetz der Schwerkraft zeigt. Freilich will nach Wittgenstein auch derjenige, der da Beispiele gibt, „in einem gewissen Sinn verstanden werden“ (ebd.). Damit ist jedoch nicht gemeint, daß der Empfänger der Beispiele „nun in diesen Beispielen das Gemeinsame sehen (solle), welches ich – aus irgend einem Grunde – nicht aussprechen konnte“ (ebd.). Gilt dies nun ebenfalls für das Verhältnis von Methode und ihrer Anwendung im Einzelfall – und Wittgenstein gibt keinen Anlaß zu der Vermutung, daß dies nicht der Fall sein könnte –, dann wäre für dasjenige, was der späte Wittgenstein unter Philosophie versteht, eine Reflexion über die Methode der Philosophie widersinnig – hierauf wird später noch näherhin einzugehen sein.

Zunächst gilt es nur festzuhalten, daß sich Wittgensteins Verfahren nicht im üblichen Sinne einer Methodologie theoretisch erfassen läßt. Es handelt sich demnach um eine ‚Methode‘, die es nur in ihrem Vollzug gibt. Sie kann also nur an Einzelbeispielen gezeigt werden und hat sich bei jedem Einzelvollzug nach dem Einzelfall zu richten. So kann letztlich nur ein ungefährender – oder wie Wittgenstein es auch nennt: ein „verschwommener“ bzw. „unscharfer“ – Begriff bzw. ‚Familienähnlichkeiten‘ von ihr vermittelt werden,<sup>28</sup> der, so dürftig das klingen mag, sich mit einer gesprächsweisen Bemerkung Wittgensteins zu Waismann einigermaßen erschöpfend beschreiben läßt: „Wir können nichts anderes tun, als *Regeln tabulieren*. Habe ich etwa durch Befragen festgestellt, daß der andere für ein Wort bald diese, bald jene Regeln anerkennt, so sage ich ihm: Dann mußt du also genau unterscheiden, *wie* du es gebrauchst; *und mehr habe ich nicht sagen wollen*.“<sup>29</sup>

Wie jedoch eine solche Befragung auszusehen hat, kann weder unabhängig von ihrer Durchführung noch verbindlich ausgesagt werden. Ebenso wenig hat sich das Verfahren allein auf bestimmte, ausgezeichnete Gegenstände von besonderer Di-

<sup>27</sup> Dies bestätigen auch die eher allgemein gehaltenen Ergebnisse der Analyse von Paragraph 1 der *Philosophischen Untersuchungen*, die Leonard Giusep Lutz unter dem Titel: *Die Sprachspiel-Methode in den Philosophischen Untersuchungen Ludwig Wittgensteins* (Zürich 1991) vorgelegt hat: Die von Lutz sogenannte „Sprachspiel-Methode“ läßt sich denn nach seiner Auffassung wie folgt fassen: „– Beschreibung einer Sprachverwendung/ – Festsetzung des Betrachtungsaspekts/ – Einwände und ihre Beantwortung“ (158).

<sup>28</sup> Staten, a. a. O., 66, charakterisiert dieses Verfahren ebenso pointiert wie treffend als: „A method without rules, without fixed boundaries – a blind and mute method, taught only by being practiced.“

<sup>29</sup> Ludwig Wittgenstein und der Wiener Kreis. Gespräche, aufgezeichnet von Friedrich Waismann (Hrsg. v. Brian F. McGuiness), WA III, 184.

gnität zu richten oder wenigstens bei diesen anzusetzen, da sie in irgendeiner Weise als für die wissenschaftliche Betätigung als grundlegend vermeint werden. Philosophie ist nach Wittgenstein gerade keine 'Grundlagenwissenschaft', die vor jeder Bemühung um gesichertes Erkenntnis und Wissen erst abgeschlossen sein müßte.<sup>30</sup> Im Gegenteil erstreckt sich ihre Zuständigkeit, ohne in jenem Bereich aus objektiven Gründen Prioritäten einräumen zu müssen noch zu können, auf den ganzen Bereich der Sprache, sofern diese leerlaufend nur sich selbst noch affirmiert, d. h. in Wittgensteins Diktion: in ihrem Feiern den Verstand verhext (vgl. PU 38, S. 260 u. 109, S. 299), mithin Kritik an sich ausschließt oder doch negiert, wie dies Wittgenstein in dem sich als Tiefsinn gebärdenden entschiedenen 'Sowohl-als-auch' eines in seiner eigenen Mehrdeutigkeit kreisenden Denkens bemerkt, dessen begrifflichen Äquivalenzen „das Sprachspiel (fehlt), worin sie anzuwenden sind“ (PU 95, S. 294, vgl. PU 110 ff., S. 299 f.). Solches hat die Philosophie zu beobachten, zu beschreiben und damit in klarer Weise offenzulegen. Sie kann so den Aufweis leisten, daß ein, in Wahrheit allein auf sich selbst bezogenes, hermetisch abgeschlossenes, Sprachspiel einem Selbstmißverständnis unterliegt, wenn es glaubt, sich in seiner als absolut gesetzten systematischen Ordnung auf etwas außer ihm selbst beschreibend oder gar begrifflich erfassend exklusiv zu beziehen und so den eigenen Status als *ein* Sprachspiel unter unzähligen möglichen negiert.<sup>31</sup> Dies aber kann nur *gezeigt* werden, da eine jede thetische Begründung dieses Sachverhalts selbst wiederum wenigstens der Gefahr solchen Selbstmißverständnisses ausgesetzt wäre. Sie wäre dann wie jedes andere philosophische System mit dem Anspruch auf die Aussage von Wahrheit im korrespondenztheoretischen Sinne<sup>32</sup> – um ein Wort von Karl Kraus über die Psychoanalyse zu gebrauchen – nichts anderes als die Krankheit selbst, deren Therapie sie zu sein vorgibt. Philosophie ist dagegen auf eine im echten Sinne therapeutische Funktion verpflichtet (vgl. PU 255, S. 360, u. 133, S. 305), die eben nicht darin besteht, um ihrer eigenen unmodifizierten Anwendung und Bestätigung willen die zu behandelnde Krankheit erst passend zu definieren, sondern sich vielmehr dem vorliegenden Fall anpaßt und sich auf diesen hin allererst entwirft, mithin sich allein im Dienst am Kranken erfüllt<sup>33</sup> und nur darin einige Berechtigung hat. Dieser Aufga-

<sup>30</sup> Dies macht Kenny, a. a. O., 19, nachhaltig deutlich.

<sup>31</sup> Dies gilt nach der Auffassung Paul Feyerabends auch für Wittgensteins Philosophie. Er versucht jedoch in seiner Auseinandersetzung mit den *Philosophischen Untersuchungen*, eine wahre philosophische Theorie („T“) (sic!) der Sprache zu rekonstruieren, die Wittgenstein in seinem Buch unbeabsichtigt in Anspruch nehme. Von dieser Rekonstruktion aus kommt Feyerabend zum Schluß, daß „Philosophy cannot be a language-game itself; for example, it cannot be T“ (128), so daß es also mindestens eine Weise des Sprechens geben müsse, die sich nicht als Sprachspiel beschreiben lasse. Dieser für Wittgensteins Philosophie in der Tat fatale Schluß scheint aber unzulässig, da Feyerabends Darstellung die hier thematisierten Aspekte der Rede von „Sprachspiel“, „Methode“ und „Philosophie“ fast gänzlich außer acht läßt. S. Paul K. Feyerabend, Wittgenstein's „Philosophical Investigations“, in: ders., *Problems of Empiricism. Philosophical Papers Vol. 2* (Cambridge 1981) 99–130.

<sup>32</sup> Vgl. Reinier Franciscus Beerling, *Sprachspiele und Weltbilder. Reflexionen zu Wittgenstein* (Freiburg/München 1980) 256f.

<sup>33</sup> Darauf verweist auch der ursprüngliche Sinn des griechischen *θεραπεία*, der das Dienen bzw. die Dienstleistung meint.

benstellung entsprechend kann die Philosophie von Fall zu Fall an ein Ende kommen, wenn die stattgehabte Störung beseitigt ist. Die Reihe der Beispiele kann dann abgebrochen werden, da die Philosophie über ihre therapeutische Funktion hinaus keine Probleme oder Fragen beherrschen, die exklusiv durch die Philosophie untersuchbar oder lösbar wären.<sup>34</sup> Da sie insofern keine selbstzweckhafte Tätigkeit ist, ist sie auch der Verpflichtung enthoben, durch den Aufweis ureigener Fragestellungen sich als solche erst rechtfertigen zu müssen: „Die eigentliche Entdeckung ist die, die mich fähig macht, das Philosophieren abzubrechen, wann ich will. – Die die Philosophie zur Ruhe bringt, so daß sie nicht mehr von Fragen gepeitscht wird, die sie selbst in Frage stellen“ (PU 133, S. 305).

Zweifellos liegt vor dem Hintergrund dieses therapeutischen Modells auch die Frage auf der Hand, die Wittgenstein in einer unterdrückten Manuskriptfassung ebendieses Paragraphen 133 folgen läßt: „‘Aber dann kommen wir ja mit unserer Arbeit nie zu Ende‘. Freilich // Gewiss // nicht, denn sie hat ja keins.“<sup>35</sup> Der Grund für diese uneinholbare Unabgeschlossenheit der schon deswegen bloß abbrechbaren philosophischen Arbeit läßt sich leicht ersehen: Wenn die Funktion der Philosophie in der Klärung von Mißverständnissen besteht, die dem Wortgebrauch, d. h. der jeweiligen Verwendung eines Wortes in einem noch ungeklärten Sprachspiel im beschriebenen Sinne entspringen, dann ist ein jeder Gebrauch des Wortes in einem jeden kommunikativen Kontext<sup>36</sup> immer wieder auf's neue von solchen Mißverständlichkeiten bedroht, da sich ja die Bedeutung eines Wortes nicht endgültig festlegen läßt und das jeweils gespielte Sprachspiel zumeist nicht ausdrücklich deutlich ist. Die philosophische Arbeit wird also immer wieder neu ansetzen müssen, um ihre aus der bloßen Beschreibung erwachsende kritische Kraft nicht in schierer Dogmatik einzubüßen: „Daß wir den Gebrauch eines Wortes in einem Fall verstehen, erspart uns nicht die Untersuchung seiner Grammatik in einem anderen.“<sup>37</sup>

Doch kann die philosophische Bemühung beendet werden, wenn in dem besonderen problematischen Fall, der gerade behandelt wird, Klarheit über die Grammatik des betreffenden Ausdrucks bzw. über die Beschaffenheit des tatsächlich gespielten Sprachspieles geschaffen ist. Dies zeigt sich wiederum im Verstehen der Beispiele durch den Adressaten, der sie „nun in bestimmter Weise *verwende(t)*“ (PU 71, S. 280). Ihr Verständnis äußert sich also im Gebrauch, den er von ihnen macht, d. h. dadurch daß er den Ausdruck nun nach den offengelegten Regeln des gespielten Sprachspieles verwendet. Dies jedoch nicht, indem der Beispielempfän-

<sup>34</sup> Darauf insistiert John H. Whittaker, wenn er den „ad-hoc-Charakter“ des am Sprachspielgedanken orientierten therapeutischen Philosophieren Wittgensteins hervorhebt; vgl. *Language-Games and Forms of Life unconfused*, in: *Philosophical Investigations* 1[4] (1978) 39–48, insb. 43f.

<sup>35</sup> Z. n. Kenny, a. a. O., 18.

<sup>36</sup> Anders als die spezifischen Sprachspiele der Wissenschaft etwa kann sich die Philosophie gerade nicht auf ein besonderes konzentrieren, sondern hat vielmehr überall anzusetzen, wo es der Übersicht bedarf, um Schwierigkeiten auszuräumen. Vgl. Karl Brose, *The Limits and Possibilities of the Language-Game. On the Systematic Structure of Wittgenstein's „Philosophical Investigations“*, in: *Ratio* 27 (1985) 121–132, insb. 130.

<sup>37</sup> Philosophische Bemerkungen, WA II, 307.

ger von den Beispielen bestimmte Regeln erst abstrahiert und dann auf andere Fälle appliziert, sondern den Regeln im Blick auf den jeweiligen Kontext mit entsprechender Anpassung einfach folgt, d.h. das entsprechende Sprachspiel spielt,<sup>38</sup> um dem Witz des Spieles zu genügen. Das besagt aber nur, daß die formale Beschreibung der Ordnung des Spielgeschehens, die den einschlägigen Regelsatz darstellt, nicht das Spiel selbst ist und somit auch dessen bloße Kenntnis noch nicht die Beherrschung des Spieles selbst gewährleistet; dies läßt sich leicht an so unterschiedlichen Spielen wie Schach, Skat oder Fußball, aber auch jeder anderen Tätigkeit beobachten.

Wittgensteins Philosophie geht es demnach keinesfalls um Wissen im Sinne von Theorie, sondern allein um die Vermittlung von Technik, d.h. Anwendungswissen, bei dem es nicht auf dessen reflexive Durchdringung, sondern nur auf die Effizienz in der Praxis ankommt. Demzufolge läßt sich die Entdeckung der Möglichkeit des Abbruchs der philosophischen Arbeit nach gelungener Klärung des kontextuell gebundenen Problems als Aufforderung zum ökonomischen Arbeiten verstehen. Philosophie, die entgegen diesem Gebot noch über den Punkt der Klärung hinaus tätig bleibt, läuft leer. Sie verfolgt dann nämlich keinen Zweck mehr außer sich und leistet damit keine Arbeit mehr, d.h. sie ist Sprache, die „feiert“ (PU 38, S. 260) – freilich unter Erweckung des Anscheins, daß hier besonders schwere Arbeit geleistet werde, welchen die Philosophie im Sinne Wittgensteins ja zu zerstören sucht. Da sie sich von ihrem jeweiligen Gegenstand nicht löst und dieser immer einen neuen Fall von Unklarheit im Sprachgebrauch darstellt, der nie durch den Verweis auf eine einmal herausgearbeitete Bedeutung beseitigt werden kann, sondern immer wieder neu angegangen werden muß, kann es Philosophie nur im Vollzug, d.h. als Philosophieren geben, der nicht zu einem bestimmten letzten Ende – etwa einem philosophischen System – kommen kann. Als Tätigkeit kann das Philosophieren selbst also nur sehr grob im Sinne der Rede von ‘Sprachspiel’ beschrieben werden, ohne aber die unendliche Differenziertheit seines Vorgehens auf eine bestimmte, besser: *die* Methode zu reduzieren.

### III

Beschreiben jedoch läßt sich vor dem Hintergrund der bisherigen Überlegungen zumindest formal dasjenige, was das Philosophieren an den Einzelbeispielen zeigt, ja allein zeigen kann. Dies soll im folgenden noch geschehen. Wir haben gesehen, daß das Philosophieren nie von selbst in Gang kommen kann, da es keine selbstzweckhafte Tätigkeit darstellt. Es muß sich stets auf Situationen beziehen, in denen es aufgrund von mehrdeutigen Wortverwendungen zu Schwierigkeiten in einem immer schon auf Kommunikation oder wenigstens Kommunikabilität ausgerichteten Sprachspiel kommt. Solche im Sinne philosophischer Probleme als „*tief*“ emp-

<sup>38</sup> Es scheint insofern nötig, mit Vossenkuhl, a. a. O., 255, ein Regelfolgen anzunehmen, das ohne Reflexion oder Deutung auskommt. Für eine ausführlichere Diskussion, die hier nicht fortgeführt zu werden braucht, dieses durchaus problematischen Punktes vgl. ebd., 252–292.

fundene „grammatische() Witz(e)“ (PU 111, S. 299) vermag die Philosophie allein durch ihre Beschreibung und nicht durch Reflexion auf ihre Gründe und eine dementsprechende Theoriebildung, die wiederum in den „Aberglauben“ an die Einzigartigkeit eines sogenannten ‚Wesens der Sprache‘ zurückfiele (vgl. PU 110, S. 299, u. 97, S. 295), aufzulösen. Diese wörtlich als Zum-Verschwinden-Bringen verstandene Auflösung leistet die Philosophie gerade allein dadurch, daß sie von Erklärungen und Folgerungen in Richtung eines verborgenen Wesens der Sprache sich fernhält und nur dasjenige, das „offen daliegt“, die gesprochene Sprache nämlich, durch Beschreibung bemerkbar macht und so ‚bloß hinstellt‘ (PU 126, S. 303, vgl. 129 S. 304).

Wie läßt sich aber diese kritische bzw. destruktive Aufgabe der Beseitigung der „Verhexung unseres Verstandes durch die Mittel unserer Sprache“ (PU 109, S. 299) durch bloßes Hinstellen des Offenbaren als dieses, also nur durch Aufweisen, bewältigen? Es geht ja nicht um die Exposition eines auffälligen Phänomens, das dann erst den Anlaß für eine philosophische Reflexion über den Grund der Kommunikationsschwierigkeit bilden soll, sondern um die durchaus unvermittelte Auslösung eines Verhaltens, das sich an der nötigen Klärung des Sprachgebrauches orientiert. Dies ist für Wittgenstein schon dann erreicht, wenn eine zureichende Übersicht über den auf Verständigung zielenden Sprachgebrauch geschaffen ist: „Sage, was du willst, solange dich das nicht verhindert, zu sehen, wie es sich verhält. (Und wenn du das siehst, wirst du manches nicht sagen“ (PU 79, S. 285).

Was hierbei gesehen werden soll, so daß ein präskriptiver Eingriff in den Gang des Sprechens vermieden wird, formuliert Wittgenstein im Paragraphen 464 der *Philosophischen Untersuchungen*, der zugleich das einzig mögliche Ergebnis seines Verfahrens nennt: „Was ich lehren will, ist: von einem nicht offenkundigen Unsinn zu einem offenkundigen übergehen“ (S. 424).

Dieser verborgene Unsinn ist nun gerade das Produkt einer jeden Philosophie, die sich als Lehre, System oder Theorie<sup>39</sup>, d. h. als Wissenschaft, versteht. Sofern diese es nämlich in solcher Weise mit Begriffen zu tun hat, daß sie sich bemüht, objektiv gültige adäquate Begriffe aufzufinden, die den Sachverhalten der Welt irgendwie zugrundeliegen, oder aber den Gebrauch von Ausdrücken eindeutig und allgemeinverbindlich im Sinne einer eigentlichen und wahren Bedeutung dieser Ausdrücke festzulegen<sup>40</sup>, ist sie bereits den Verführungen der Sprache verfallen. Sie schließt dann unzulässig von bloßen Ähnlichkeiten oder „gewisse(n) Analogien zwischen den Ausdrucksformen in verschiedenen Gebieten unserer Sprache“ (PU 90, S. 292) auf eine verborgene gemeinsame Bedeutung, die als diese jedoch in der normalen Sprache nicht vorkommt (vgl. PU 116, S. 300), jedoch als „das eigentliche Ziel“ (PU 91, S. 292) der philosophischen Betätigung firmieren soll. Solche Philosophie, die entweder „linguistischer Verwirrung“ verfällt oder „essentialistischer

<sup>39</sup> Vgl. Kroß, a. a. O., 95 ff.

<sup>40</sup> Man kann dies Phänomen mit Morris Lazerowitz durchaus als stete Tendenz einer „ontological form of speech“ ausmachen, *Necessity and Language*, in: Alice Ambrose/Morris Lazerowitz (eds.), Ludwig Wittgenstein. *Philosophy and Language* (Bristol 1996) 233–270, hier: 246.

Neigung“ nachgibt oder auch beides tut,<sup>41</sup> behandelt Wörter oder Phrasen in einem bestimmten Kontext wegen bloßer Ähnlichkeiten in deren Oberflächengrammatik auf die gleiche Weise wie in einem anderen und generiert so nach Wittgensteins Auffassung Unsinn.<sup>42</sup> Dies liegt sowohl in den Möglichkeiten der Sprache als erwirrender Vielfalt der von verschiedensten Familienähnlichkeiten durchzogenen Sprachspielen als auch in einem „Trieb“, „das Arbeiten unserer Sprache (...) mißzuverstehen“ (PU 109, S. 299), begründet, der sich durchaus auch als metaphysisches Bedürfnis nach unverbrüchlicher Sicherheit in der Verständigung bezeichnen ließe. Denn nach dem bisher Gezeigten muß Wittgensteins Ziel des Übergangs von einem nichtoffenkundigen zu einem offenkundigen Unsinn wohl als synonym mit jener Forderung nach der Rückführung der „Wörter von ihrer metaphysischen (...) auf ihre alltägliche Verwendung“ (PU 116, S. 300) aufgefaßt werden.

Freilich kann damit nicht die Reduktion eines hochkomplexen metaphysischen Sprachspieles auf einen irgendwie schlichteren Sprachgebrauch angezielt werden. Vielmehr besteht die Rückkehr zur alltäglichen Sprache im Gegenteil gerade in der Einlassung auf die extrem differenzierten, unzähligen Sprachspiele, die selbst 'die' Sprache sind. Über dieses Phänomen täuschen ja die philosophischen Systeme mit ihrem Streben nach radikaler Vereinfachung und Festlegung hinweg, die ein Sprachspiel konstruieren wollen, „das überall von Regeln begrenzt ist“ und „dessen Regeln keinen Zweifel eindringen lassen“ (PU 84, S. 287). Die Hermetik solcher Sprachspiele unterbände von vorneherein ihre Kommunikation, bestünde nicht die Bereitschaft, die Sprache gerade dort am härtesten an der Arbeit zu vermuten, wo sie nicht nur 'feiert', sondern auch das „Pathos“ (PU 110, S. 299) auf ihrer Seite hat. Ist aber der Übergang zu offenkundigem Unsinn durch Beschreibung des in einem solchen Fall gespielten Sprachspieles – oder genauer: des Regelwerkes, das eigentlich nötig wäre, um dieses Sprachspiel tatsächlich zu spielen – geleistet, ist man auch der Bemühung enthoben, es zu verstehen oder durch Interpretation verstehbar zu machen. Offenkundiger Unsinn ist nur solcher und kann und soll nicht verstanden werden: Er steht in seiner Hermetik für sich allein da. Die bequeme Unterstellung von Sinn, d.h. die Einrichtung in der „philosophische(n) Tiefe“ des grammatischen Witz(es) (PU 111, S. 299) oder – um eines der berühmtesten Bilder Wittgensteins zu gebrauchen – das Heimischsein der Fliege im Fliegenglas (vgl. PU 309, S. 378) führt nur dazu, „eine leerlaufende Verständigung angeblich Sachverständiger einzurichten“.<sup>43</sup>

Was bedeutet aber diese Zielsetzung von Wittgensteins Spätphilosophie für diese selbst bzw. das Buch, das als *Philosophische Untersuchungen* von seinem Verfasser nie selbst veröffentlicht wurde? Wenn es Wittgensteins Philosophieren in Reihen von Einzelbeispielen darum geht, durch deren bloße Beschreibung, d.h. ohne Korrekturvorschläge, im gezeigten Sinne „Mißverständnisse, die den Gebrauch von Worten betreffen“, 'wegzuräumen' (PU 90, S. 292), dann kann allein niedergelegt werden, was die Beschreibung durch ihr Beschreiben selbst offenlegt, nämlich Un-

<sup>41</sup> Das charakteristische Begriffspaar stammt von Stegmüller, a. a. O., 604.

<sup>42</sup> Vgl. George Pitcher, Wittgenstein, Nonsense, and Lewis Carroll, in: Fann, a. a. O., 315–335, hier: 330 f.

<sup>43</sup> Boeder, a. a. O., 315 f.

sinn. Sofern Wittgenstein in den *Philosophischen Untersuchungen* mit Erfolg versucht, philosophische Probleme zum Verschwinden zu bringen, muß sich auch dasjenige Resultat zeigen, in das sich solche Probleme nach Wittgenstein aufzulösen pflegen, Unsinn also, weil das Produkt des Übergangs von nichtoffenkundigem zu offenkundigem Unsinn nur Unsinn sein kann – womit freilich nicht gesagt ist, daß der Prozeß des Übergehens in sich selbst unsinnig ist.

Dabei schließt Wittgenstein an seine frühere Auffassung an, was Unsinn sei: Unsinn ist demzufolge eine jede Wortkombination, die nicht verstanden werden kann, „because no sense is or can (except trivially) be accorded it.“<sup>44</sup> Er spezifiziert diese Bestimmung später insoweit, als dies dann der Fall ist, wenn in einem Satz Wörter vorkommen, die entweder keine Bedeutung haben oder deren Bedeutung unbekannt ist, d. h. wenn der Gebrauch des betreffenden Wortes nicht durch die Beschreibung der Regeln des entsprechenden Sprachspieles gezeigt oder diese Regeln nicht durch den Sprecher vermittels weiterer Beispiele angegeben werden können (vgl. PU 39, S. 261, u. 79, S. 285). Nachgerade klassischer „Philosophen-Unsinn“ (PU S. 564) entsteht, wie Wittgenstein am Beispiel des Wortes „wissen“ zu verdeutlichen sucht, wenn die Philosophie „den tatsächlichen Gebrauch der Sprache (...) antaste(t)“ (PU 124, S. 302) und ein Wort anders gebraucht – und gerade diesen Gebrauch als eigentlich wahren begründen will –, „wie es normalerweise gebraucht wird“ (PU 246, S. 357), d. h. bestenfalls die Regeln eines zu bestimmten Zwecken konstruierten Sprachspieles auf andere ausdehnen bzw. verallgemeinern will. Er modifiziert jedoch seine Position aus der *Tractatus*-Zeit dahingehend, daß er einen möglichen, bloß trivialen Sinn nicht mehr als unsinnig erachtet; allerdings hält er seine Aussage für überflüssig: „Wollte man *Thesen* in der Philosophie aufstellen, es könnte nie über sie zur Diskussion kommen, weil Alle mit ihnen einverstanden wären“ (PU 128, S. 303). Die philosophische Betätigung führt also nach Wittgenstein entweder auf „die Entdeckung irgendeines schlichten Unsinn“ (PU 119, S. 301), der sich in der Beschreibung, welche die Philosophie selbst sein muß, zeigt, oder aber auf Trivialitäten. Dies sind die beiden möglichen Resultate der Auflösung philosophischer Probleme im Sinne einer ausgesprochen ernsthaften Erkrankung des Denkens, die ja die ausschließliche Aufgabe des wittgensteinschen Philosophierens ist.

Die Frage liegt nahe, ob Wittgenstein diesem seinem Programm in aller Strenge gefolgt ist oder ihm überhaupt folgen konnte – wenigstens als Autor. Es ist eine Betrachtung, die alles andere als neu ist, wenn man feststellt, daß die Passagen in den *Philosophischen Untersuchungen* Legion sind, in denen Wittgenstein die reine Beschreibung von Sprachspielen an Einzelbeispielen verläßt und Überlegungen Raum gibt, die als Metareflexionen zu bezeichnen man kaum umhinkommt. Doch bleibt ebenso die Frage, ob sich dies überhaupt vermeiden läßt, ohne eine vollständig unverständliche – da gänzlich aus Unsinn und Trivialitäten bestehende – Schrift hervorzubringen, die als eine solche keinesfalls als Paradigma einer neuen Art zu philosophieren erkannt werden könnte. Und ebenso bleibt dann die Frage, ob es vor

<sup>44</sup> Pitcher, Nonsense, a. a. O., 315.

dem Hintergrund der grundlegenden Überzeugung Wittgensteins über die Unzählbarkeit der möglichen Sprachspiele in der normalen Sprache und die strikt kontextgebundene therapeutische Funktion der Philosophie nicht einen Widerspruch in sich darstellt, ein diesen Anforderungen genügendes Philosophieren in ein schriftliches Werk zu bannen; es sei denn als „Zettel“ – so ja ein von den Herausgebern gewählter Titel etlicher Nachlaßreflexionen Wittgensteins – für den eigenen Gebrauch, „da er (sc. der Autor) ins Greisenalter des Vergessens kommt“, <sup>45</sup> oder um ganz wenige „zu eigenen Gedanken anzuregen“ (PU S. 233). Die aber müssen und werden die angebotene „Leiter wegwerfen, nachdem (sie) auf ihr hinaufgestiegen“ (Tlp 6.54, S. 85) sind.

Strenggenommen wäre also ein Philosophieren im Sinne Wittgensteins, das bei jedem Problem immer wieder auf's neue klärend ansetzen muß, nur im mündlichen Gespräch wahrhaft sinnvoll. Aus durchaus vergleichbaren Gründen, die die strikte Kontextgebundenheit einer jeden Äußerung mit ihrer Gebundenheit an die Individualität ihres Empfängers vertauschen, hat auch Sokrates, mit dessen Vorgehensweise Wittgensteins Verfahren gern verglichen wird, das Schreiben für den Philosophen abgelehnt: „Überhaupt hat der Fortschritt das an sich, daß er viel größer aussieht, als er wirklich ist“ (z. n. PU S. 229).

#### ABSTRACT

Philosophy reaches its goal, if it makes itself unnecessary; this thesis, which ends the *Tractatus*, also applies to the *Philosophical Investigations*. This is to be shown here on the occasion of a discussion of the relation of Wittgenstein's use of „game“/„play“ with the typical procedure of his later philosophy. In this connection I shall discuss the former's critical function, which entails the replacement of the language-as-calculus-conception by the language-game. This transition leads Wittgenstein to a philosophical procedure, which cannot be put into the concept of a method and which is, like a therapy, concentrated strictly on the special case, that is to be treated. Their result, however, is always the same: It is just the transition from hidden nonsense to blatant nonsense. This negative outcome indeed makes problematical the understandable, written representation of such a way of philosophizing itself.

Die den *Tractatus* beschließende These, daß die Philosophie dann ihren Zweck erfüllt habe, wenn sie sich selbst überflüssig gemacht hätte, besitzt auch noch für die *Philosophischen Untersuchungen* Gültigkeit. Dies läßt sich anhand einer Erörterung des Verhältnisses von Wittgensteins Rede von „Spiel“ und des auf diesen Begriff gründenden Verfahrens seiner Spätphilosophie zeigen. Dabei ist dessen kritische Funktion und die dadurch bedingte Ersetzung des Kalkülmodells von Sprache durch das Sprachspiel zu erörtern. Dieser Übergang führt Wittgenstein zu einem philosophischen Verfahren, das sich nicht auf den Begriff einer Methode bringen läßt und sich in der Art einer Therapie allein nach den zu behandelnden Einzelfällen richtet. Dessen Ergebnis ist indes immer das gleiche, nämlich der Übergang von nicht-offenkundigem zu offenkundigem Unsinn, so daß die verständliche schriftliche Darstellung einer solchen Art zu philosophieren schließlich selbst zum Problem wird.

<sup>45</sup> Phaidros, 276d.